

KOMMENTAR

von
Edwin
Baumgartner



Die Sintflut der Kulturverarmung

In Genf badet man besser keine Kinder. Sie laufen Gefahr, mit dem Bad ausgeschüttet zu werden. Oder im konkreten Fall mit der ganzen Sintflut. Denn die Genfer Bildungsbehörde stoppte das Projekt des Genfer Kammerorchesters, Benjamin Britten's Kinderoper „Noye's Fludde“ aufzuführen: Kinder dürfen nicht mitwirken, denn das Werk sei nicht „religionsneutral“. Dabei schrieb Britten sein Werk ohne bigotte Tendenz: Er wollte Kindern und Amateurmusikern ein buntes Spektakel an die Hand geben. So wird das Werk weltweit begriffen. Zumal die Flutgeschichte ein mythisches Menschheitserbe ist und nicht an eine einzige Religion gebunden. Aber die Laizität beugt sich zunehmend, nicht nur in der Schweiz, einem missionarischen Atheismus. Dessen Anhänger verstehen nicht, dass man sich mit einer Sache auseinandersetzen kann, ohne ihr anzuhängen. Konkret: Wie man Marx' „Kapital“ lesen kann, ohne Kommunist zu sein, und Hitlers „Mein Kampf“ lesen kann, ohne Nationalsozialist zu sein, kann man mühelos die Bibel ohne Verlust der atheistischen Überzeugung und noch müheloser Richard Dawkins ohne Verlust des Glaubens lesen. Das Problem mit der Entfernung und Unterdrückung alles Religiösen ist nur, dass jede Kultur auf religiösen Vorstellungen gegründet ist, ob nun auf heidnischen, jüdischen, christlichen, buddhistischen, islamischen – ganz egal. Die Verwandtschaft der Wörter „Kult“ und „Kultur“ ist kein Zufall. Unter diesem Aspekt entstandene Kunst mit einer pseudo-laizistischen Flut aus dem Bewusstsein zu spülen, ist nicht Religionsneutralität. Es ist Kulturzerstörung.

kommentar@wienerzeitung.at

Das Ende des Löschpapiers

Grischkowitz Soloperformance als gewitzter Abgesang auf das Papier.

Von Petra Paterno

Das Löschpapier. Wer vermag sich noch an dieses Schreibutensil zu erinnern? Einst lag das etwas raue, ungeleimte Papier wie selbstverständlich jedem Schulheft bei, mittlerweile ist es aus dem täglichen Gebrauch nahezu verschwunden. In Jewgeni Grischkowitz Soloperformance „Abschied vom Papier“, die derzeit im Rahmen der Wiener Festwochen in der Halle E gastiert, erlebt ein rosafarbenes Löschblatt noch einmal einen großen Auftritt. Der Theatermacher aus Sibirien zieht mit äußerster Akribie die Schreibware aus einer Klarsichthülle und präsentiert sie sorgfältig zwischen behandschuhten Fingerspitzen, als wäre sie ein kostbares Relikt einer untergegangenen Epoche. Szenenapplaus für das Löschblatt. Nicht nur das Löschblatt, auch der Tintenlecks, der Liebesbrief oder das Telegramm gehören laut Grischkowitz zu jenen Alltagsgegenständen, die im Zeitalter der digitalen Textverarbeitung und der sozialen Medien verloren gegangen sind.

Erinnerungen an die Langsamkeit

Der Umgang mit Papier ist Dreh- und Ankerpunkt des zweistündigen Monologs, bei dem Grischkowitz über die Folgen des technischen Fortschritts nachdenkt. Gewiss, der Abend ist auch ein etwas sentimentaler Abgesang auf eine gewisse Langsamkeit – „früher wartete ich 32 Tage, bis ein Brief bei mir in Sibirien ankam, heute werde ich nervös, wenn eine SMS nicht innerhalb von 15 Minuten beantwortet wird“ – und eine bestimmte Lese- und Schreibkultur. Aber wie Grischkowitz seine Überlegungen darbringt, hat etwas ungemein Bezwingendes. Als gewandter Erzähler versteht er es, sein Publikum zu fesseln. Dabei spricht er russisch und wird von Festwochen-Schauspiel-Chef Stefan Schmidtke live übersetzt.



Jewgeni Grischkowitz erinnert sich an die Zeiten, als Papier noch für die Kommunikation wichtig war. Foto: Viktor Dmitriev

Vor neun Jahren gastierte der heute 48-jährige Romancier und Theatermacher erstmals in Wien. Zwei seiner Solo-Programme liefen in der Festwochen-Nebenschiene forum festwochen im kleinen Rahmen. Schmidtke, damals Assistent von Schauspielchefin Marie Zimmermann, stellte den Erzähler aus Kaliningrad im Westen vor.

Grischkowitz Vorgangsweise hat sich seitdem nicht wesentlich verändert: Auf der weitgehend leeren Bühne hantiert er mit wenigen Requisiten, die Textvorlage pendelt gekonnt zwischen privaten Offenbarungen und allgemeinen Anmerkungen, wahrt die Spannung zwischen Unterhal-

tung und Nachdenklichkeit. In „Abschied vom Papier“ reicht der Erzählbogen von der Geburt seiner ersten Tochter bis zum Bedauern darüber, dass die persönlich gefärbte Handschrift im Begriff ist zu verschwinden, da Texte nunmehr vornehmlich via Computer geschrieben, gelesen, verarbeitet werden. Was tun? Den Fingern eine Tastatur-Pause verordnen und wieder einmal einen Brief schreiben. ■

THEATER

Abschied vom Papier

Von Jewgeni Grischkowitz
Halle E, Museumsquartier

★★★★☆

Haydn, selbst gebastelt als Greatest-Hits-Medley

Von Lena Dražić

Der Rang, der dem Komponisten Joseph Haydn einhellig eingeräumt wird, steht bekannterweise im Missverhältnis zu dessen Präsenz im Konzertsaal. Meist kommt der zum „Papa“ verniedlichte Klassiker als verträglicher Aperitif zum Einsatz, der magenschonend auf größere Belastungen vorbereiten soll. Dies mag Simon Rattle bewogen haben, Haydn ausnahmsweise als gewichtiges Finale eines Konzerts zu präsentieren. Unter seiner Ägide spielten die Wiener Philharmoniker allerdings keine Originalkomposition, sondern eine „Imaginary Symphony“, in welcher der Dirigent Haydn-Sätze zu einer Art Greatest-Hits-Medley vereinte. An die Seite von All-Time-Favorites, etwa der Einleitung zur „Schöpfung“, trat weniger Vertrautes wie die Ouvertüre zu „l'isola disabitata“ und Kurioses wie vom Band zugespilte Stücke für Flötenuhren. Für Unterhaltung sorgten Gags wie das „authentisch“, also mit Abgang der Musiker inszenierte Finale der „Abschiedssymphonie“.

Agilität im breiten Sound

Auch wenn Rattle der „avantgardistische“ Haydn ein Anliegen ist, bleiben Zweifel, ob dem Haydnverständnis mit einer kompletten Wiedergabe selten gespielter Symphonien nicht mehr gedient wäre. Im Übrigen legten die Philharmoniker, trotz breitem Sound, große Agilität an den Tag. Auch davor hatte Rattle Ungewohntes parat: Claude Viviers „Lonely Child“ (1980) steht zur Ästhetik der Avantgarde ebenso quer wie zu traditionellen Vorstellungen von Klangschönheit. Die Sopranistin Barbara Hannigan bewältigte in tonationsreiner die ungewöhnlichen Gesangstechniken und artifiziellen Artikulationsweisen des Werks. ■

KONZERT

Wiener Philharmoniker

Wiener Konzerthaus

★★★★☆

Spanische Stunden ohne Brüste

Die Wiener Kammeroper bringt Raritäten von Maurice Ravel und Francis Poulenc.

Von Stephan Burianek

Was macht eine vernachlässigte Ehefrau, wenn sich ihre beiden Verehrer als Waschlapen erweisen? Sie nimmt sich den Möbelpacker. Das ist, kurz erklärt, die Handlung einer von Maurice Ravel in Musik gegossenen Slapstick-Komödie. „L'heure espagnole“ („Die spanische Stunde“) heißt der Opernakt, dessen Titel das Zeitfenster für den ersehnten Seitensprung umschreibt und der aktuell in einer fulminanten Produktion des Theaters an der Wien in der Kammeroper zu sehen ist.

Da sind einerseits die schönen Stimmen des expressiv spielenden Jungen Ensembles, die den kleinen Raum optimal ausfüllen, darunter die mitreißende Natalia Kawalek als ausgehungerte Conception und der stimmprächige Tobias Greenhalgh als fest zupackender Ramiro. Und da ist die erquickliche Regie von Philipp M. Krenn, deren Konzeption sich erst im Laufe des Abends allmählich entfaltet.

Krenn bringt Ravels Werk als danebengehende Generalprobe auf die Bühne. Mal funktionieren die versteckten Türen in der Kulisse nicht, mal setzt eine wichtige Spot-Lampe aus, dann wieder vermessen die Sänger ihre Choreografie: witzige Regieeinfälle, die in diesem Werk zweifellos aufgehen. Doch wie, fragt man sich unweigerlich in der Pause, lässt sich dieser Klamauk mit der darauf folgenden, zweiten Kurzo- per in Einklang bringen?

Der Regisseur mutiert

Francis Poulencs „Les Mamelles de Tirésias“ („Die Brüste des Tirésias“) ist ein surreales Werk ohne empathisch nachvollziehbare Handlung, dafür mit jeder Menge Travestie und einem Tohuwabohu aus Clownerie und politischem Ernst. In einem utopischen Zanzibar mutiert eine Frau zum Mann, wird sogar General. Woraufhin ihr Ehemann beschließt, die Kinder zu gebären – und an einem einzigen Tag eine unsagbare Zahl zur Welt



BH ade! Aus Frau (Gan-ya Ben-gur Akxelrod) wird Mann. Foto: Bardel

bringt. Manche davon werden beruflich erfolgreich und bringen viel Geld nach Hause. Dummerweise bricht in Zanzibar als Folge des Babybooms schließlich eine Hungersnot aus. Die alte Ordnung muss wiederhergestellt werden.

Wie also geht Regisseur Krenn mit dieser Skurrilität um? Nun, er spielt die Probensituation einfach weiter. Backstage sehen wir die Figuren aus Ravels „Spanischer Stunde“, die Premiere beginnt. Die Sänger machen sich auf den Weg zur Bühne. Dann wirft die Regie-Assistentin plötzlich alles hin. Sie entpuppt sich als Thérèse, jene Frau, die zum Mann wird. Das Setting löst sich allmählich auf, der Regisseur wird zum Kinder gebärenden Etwas. Die Premierenaufführung als Ausnahmezustand, als dadaistische Erfahrung, die das Innenleben eines nervösen, bei der Premiere hilflos gewordenen Regisseurs widerspiegelt.

Eine erfrischende Idee, die von einem durchschlagskräftigen Protagonistenduo ideal umgesetzt wird. Gan-ya Ben-gur Akxelrod (als Frau-wird-General) war im April im Theater an der Wien als Barbara in Mozarts „Nozze di Figaro“ zu hören. Ben Connor (als Kinderproduzent) wiederum war vor einem Jahr noch Mitglied im Jungen

Ensemble der Kammeroper, ist dort nun zu Gast und singt seit dieser Saison an der Volksoper. Zwei Entwicklungen, die für das Kammeroper-Konzept des Jungen Ensembles sprechen.

Möglich machte den Doppelabend der junge Dirigent Gelsomino Rocco, indem er die umfangreichen Partituren beider Werke meisterhaft für das Wiener Kammerorchester eingedampfte. Vor allem seine Version von Poulencs „Brüsten“ beeindruckt, da sich darin trotz der Reduktion auf wenige Instrumente die Klangfarben weitgehend erhalten haben und sich mit den eklektischen Melodien zu einem kurzweiligen Fluss verbinden. Mitglieder des Schoenberg-Chors (Leitung: Erwin Ortner) unterstützen das hohe Niveau. ■

OPER

L'heure espagnole/Les mamelles de Tirésias

Bis zum 23. Juni

★★★★★